

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 29

Artikel: Post aus Fusio
Autor: Duttli-Rutishauser, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647690>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Lehrer

oder die Perle der Schule

Von Erika Jemelín.

Am Anfang hörte Fred interessiert zu, wenn Annemarie vom Lehrer erzählte. Wenn sie schwärmerisch seine unvergleichlich blauen Augen und die Helle seines Lächelns pries. Oder wenn sie jene unvergeßliche Stunde schilderte, da sie kurz vor Schulaustritt in bloßen Strümpfen im Singsaal tanzten; nach den bescheidenen Melodien eines heiseren Grammophons, das auf geheimnisvolle Weise in die Schule geschmuggelt worden war.

Ach, es waren hundert Erlebnisse mit tausend wichtigen Einzelheiten. In jeder Geschichte, sei es nun, als man klopfenden Herzens einen Weidenstrauch auf den Flügel legte, oder aufgeregt einen Mantelärmel zunähte, immer spielte der Lehrer eine große Rolle.

Gut, am Anfang war Fred ganz Ohr. Sie waren jung verheiratet, und was tut man nicht alles, wenn man verliebt ist! Später setzte er bei diesen Erzählungen, die Annemarie nach wie vor spannend fand, und die er längstens auswendig kannte, eine gelangweilte Miene zur Schau. Oder er griff nach einer Zeitung, um sein Gähnen zu verbergen. Zuletzt aber hielt er sich die Ohren zu und rannte verzweifelt aus dem Zimmer.

Denn Annemaries Erinnerungen waren unerschöpflich, und wenn sie einmal bei dem geliebten Thema angelangt war, konnte keine Macht der Welt ihrem Mitteilungsbedürfnis Einhalt gebieten.

Das war ein Mann, dieser Lehrer! Fehler oder auch nur Eigenheiten? Bewahre, keine Spur! Sein Wesen konnte einzig mit dem einer Idealgestalt verglichen werden. Und erst seine fesselnden Geschichtsstunden! Lange bevor er das Schulzimmer betrat, sah man mäusenstill am Platz und wagte kaum zu atmen. Hatten sie etwa nicht einen Jungmädchenklub gründen und alle ledig bleiben wollen, um ihm die Treue zu halten? Als Gleichgesinnte hätten sie miteinander gelebt, hätten ihn jede Woche einmal zu Gast gebeten und im übrigen ihr Leben dieser romantischen Liebe geopfert.

Ja, solch' himmlische Pläne habe man wirklich einmal gemacht; aber im letzten Moment sei man halt doch schwach geworden. Er, Fred, habe übrigens ein unverdientes Glück gehabt, daß sie ihn erhört und feinewegen ihre schöne Idee geopfert habe.

Fred war nun schon von der Wahrhaftigkeit ihrer Ausführungen überzeugt. Seine schwachen Einwände wurden meistens schon im Keime erstickt.

Eine Woche hat sieben Tage. Fred wurde zum Dulder. Siebenmal bekam er den herrlichen Lehrer unter die Nase gerieben; Sonntags noch extra. Wenn wenigstens noch Hoffnung auf Abflauung dieser Gefühle gewesen wäre! Aber aus den Kindern wurden Mädchen, aus den Mädchen junge Frauen,

aus den Frauen Mütter — es war immer die gleiche Geschichte mit dem Lehrer. Anstatt daß sein Bild langsam zu verblassen begann, legte sich eine strahlende Glorie um sein angebetetes Haupt.

Kamen Freundinnen zu Besuch, so war man von vornherein vom Gespräch ausgeschaltet. Der Lehrer war Trumpf. Fein, man habe ihn leztlich in einem Konzert getroffen. Oh, er sei halt immer noch der Gleiche. Sein Lächeln habe nichts an Wärme und Herzlichkeit eingebüßt; von seinen Augen ganz zu schweigen.

Ade Gemütlichkeit! Es war einfach zum verrückt werden! Ging man zu Bekannten auf Besuch, konnte man sicher sein, daß im Laufe des Abends die Unterhaltung auf den Lehrer kam. Und nicht nur die Mädchen allein, nein, jedermann schien ihn zu kennen. Zum Beispiel jener nette blonde Mann am Tisch unten. Natürlich, er sei im Bilde, er habe nämlich zwei Schwestern. Oder der Graubaarige in der Ecke hinten, der gemüthlich an seiner Pfeife zieht. Belustigt zwinkert er mit den Augen; seine Tochter gehöre zur gleichen Gilde.

Fred ist besiegt. Er weiß nun: entweder ist dieser Lehrer ein Uebermensch, oder dann direkt und wahrhaftig vom Himmel gefallen. Auf alle Fälle aber der Fluch der Ehemänner.

Das gibt es doch gar nicht! Ein Mann, der nicht raucht, nicht trinkt, nicht verheiratet ist, einzigartig Ski fährt, auf die höchsten Berge steigt, immer lächelt; der blaue Augen, weiße Zähne und eine schlanke Gestalt hat . . .

Nach etlichen Dulderjahren lacht Fred eines Tages das Glück. Auf einer Skitour trifft er in der Hütte mit dem Lehrer zusammen. Gottlob, daß Annemarie zu Hause geblieben ist!

Durch Jahre angesammelte Eifersucht und Wut auf den Rivalen steigen in ihm hoch. Jetzt oder nie.

Zuerst nimmt Fred ihn streng unter die Lupe. „Ein Mann wie die andern“, stellt er befriedigt fest. Oder gibt es etwa nicht hunderte, die haben ebenso blaue Augen, ebenso blickende Zähne . . .

Fred geht entschlossen auf ihn zu. Nun muß er es wissen, um jeden Preis.

„Sie sind also der Unwiderstehliche, Einmalige, Göttliche? Um dessentwillen alle Ehemänner unglücklich oder zu Märtyrern werden. — Gut, nun verraten Sie mir das Geheimnis dieses fabelhaften Erfolges.“

Der Lehrer lächelt. Nicht etwa schöner als andere Männer lächeln. Dann sagt er weise:

„Sehen Sie, weil ich keines dieser schwärmerischen Mädchen geheiratet habe, sind alle meinem Andenken treu geblieben. Nur das Unerreichbare behält seinen Reiz!“

Spricht's und geht davon. —

Post aus Fusio

Von Maria Dutli-Rutishauser

Heute hat mir die Post ein Paket gebracht. So sonderbar wäre das nicht — aber glaubt mir, daß dieses Paket fast den schönen Frieden gestört hätte, der mich mit der eidgenössischen Post und ihren Angestellten verbindet. Das ging so:

Das Paket meldete sich schon im Voraus an. Ich mutmaßte, es sei etwa ein Ziegerhändler in der Nähe oder ein Lastauto mit Mastschweinen. Dabei stand aber der Postbote vor mir. Seine Augen waren ein einziger Vorwurf — wie konnte man

Leute kennen, die einem eine derartige Post zustellen ließen!

Als ich begriff, daß die Düste an mich adressiert seien, wurde ich tatsächlich verlegen. Denn etwas so schlecht Riechendes hatte ich selten begegnet. Das Paket war dazu so schlecht verschnürt, daß das Papier in Fäden hing. Einen Zettel gab mir der Bote:

„Der ist offenbar herausgefallen, dem Geruch nach gehört er dazu.“

Mit spitzen Fingern reichte mir der Mann Paket und Papier. Dann rieb er sich vorwurfsvoll die Hände am Taschentuch ab und sprach mit Amtwürde:

„Solche Sachen müßte die Post eigentlich nicht annehmen, das ist schon mehr — — —“

Der Anstand verbot dem Mann weiterzusprechen. Ich nickte und sagte, wenn es anginge, könnte man ja die Geschichte mit einem Trinkgeld — —.

Aber der Gute war beleidigt.

„So etwas kann kein Geld wegfegen. Wie gesagt, es hätte beschlagnahmt werden können — —. Das nächste Mal — —“

Damit ging er.

Ich aber kniete auf den Küchenboden nieder, neben das verschimpfte Paket und las die Post, die auf einem fleckigen gelben Papier stand:

„Signora, se Lei si ricorda — — wenn Sie sich erinnern können, es ist ein halbes Jahr vergangen, seit wir uns kennen lernten. Sie wissen doch, droben auf der Alp San Giacomo im Lavizzaratal? Dunque — damals habe ich Ihnen Käse versprochen, formaggio dell' Alpe, aus Ziegenmilch, mit Kräutern der Berge. Ich habe den ganzen Winter daran gedacht und jetzt im Frühling den ersten für Sie behalten. Ich weiß, daß Sie etwas verstehen und merken, welche bontà dieser Käse ist. Darum bekommen Sie ihn und ich hoffe, daß er Ihnen schmeckt. Wann kommen Sie wieder nach der Alp San Giacomo?“

Saluti cordiale!

Emilia.

M. B. Die Adresse hat der Posthalter von Fusio geschrieben, ich kann diese deutschen Wörter nicht schreiben, er aber kann alles und Pakete machen.“

Ein wenig schob ich das Packpapier beiseite und da lag vor mir der Käse aus dem Tal Lavizzara — goldgelb und mit vielen kleinen Rissen, aus denen die weiche Masse und der ominöse Geruch drangen. Für mich aber versank auf einmal alles ringsum. Ich fühlte mich fortgetragen, hinauf in die reinen, schönen Höhen eines einsamen Tessiner-Tales, zu lieben, einfachen Menschen, aus deren Augen die Güte strahlt und die Zufriedenheit.

Ein Tag ganz eigener Stille und Schönheit hatte mich hinaufgelockt, fernab von Straßen und Eisenbahnen. Und als ob sie lange auf mich gewartet hätte, stand unter der lotterigen Hüttentür die Emilia und lächelte. Ob sie mich denn kenne, fragte ich. „Nein, aber Ihr kommt mich doch besuchen“, meinte sie. Da verstanden wir uns schon.

Ich setzte mich zu ihr auf die Steinstufe und wir plauderten ein wenig. Die Namen der Berge ringsum wußte sie nicht — sie staunte nur, als ich sie ihr an Hand der Karte zeigte.

„Wir wissen nur, welche Alpen das beste Futter haben, und den besten Käse ergeben“, sagte sie und fand, es sei eigentlich weiter nichts nötig. Dann stand sie auf und kam mit einem Teller zurück, auf dem Ziegenkäse und hartes Schwarzbrot lagen. Ganz schlicht legte sie mir den Teller in den Schoß und Mund und Augen wünschten „Buon Appetito!“

Habe ich mir damals überlegt, ob ich die Gabe der Hirtin essen wollte? Nein, keinen Moment! Gabe und Geberin waren so einfach, daß ich nur still „grazie“ sagen konnte, und schier mit Andacht das Mahl verzehrte. Dabei schaute mich die Emilia an und ihre Augen leuchteten, als ich die Güte des Käses lobte.

„Sehen Sie, letztes Jahr sind Fremde da herauf gekommen, die haben den Käse nur ein wenig gewendet und sich die Nase verhalten. In der Seele hat's mich geschmerzt. Verwenden wir nicht alle Sorgfalt darauf, daß er gut wird? Holen wir nicht an gefährlichen Orten die besten Kräuter? Und habe ich nicht das schönste Stück gewählt, um die Gäste zu erfreuen?“

Emilias Augen waren ganz wehmütig. Sie tat mir leid.

„Wißt, die Fremden verstehen das nicht! Sie wollten Euch gewiß nicht weh tun, — der Käse war ihnen nur troppo forte — zu stark.“

Sie lachte. Nein, nein, die Leute verstanden wirklich nichts. Aber daß nun doch einmal jemand gekommen war, der den Käse — ihren Käse — gut fand, das war doch schön! Ich sollte wieder davon haben, denn wer einmal gekostet, der könne ohne diesen Käse nicht leben!

Und heute liegt er vor mir! Ich habe davon gekostet, und mit Dank an die Stille, Gute gedacht, die ob eines fargen Lobes so froh war, daß sie es die lange Zeit her nicht vergessen hat. Ich schäme mich nicht mehr, Bekannte zu haben, die solche Pakete verschicken, nicht vor dem Boten und nicht vor allen Angestellten der eidgenössischen Post. Und verstecken will ich den duftenden Käse auch nicht, trotzdem ich weiß, daß meine Familie, wenn sie nun bald zum Abendessen heimkommt, die Bemerkungen des Postboten wiederholen wird. Die Alp San Giacomo will ich ihnen schildern und die brave Emilia, die Geißen und die Luft dort oben im romantischen Tale, bis sie alle gefangen sind im Zauber tessinischer Erinnerungen und dem Dufte nachgehen, der mir ein Stück Ferienglück in den Alltag hineingetragen hat. —

Die Pestwallfahrt im Jahre 1439

Wie aus den bernischen Chroniken ersichtlich ist, wütete vor einem halben Jahrtausend im St. Bern die Pest in schrecklicher Weise. Bern ließ die Untertanen auffordern, allenthalben Kreuzfahrten zu unternehmen. In Thun wurde täglich von der St. Moritzkirche nach der Lieben Frau zu Scherzigen gewallfahrtet. An der Spitze der Prozession schritt ein Priester unter dem Baldachin, gefolgt von den Kirchendienern und Knaben mit Standarten und Weihrauchgefäßen. Um den Born des Höchsten zu beschwichtigen, beschloß die bernische Regierung einen großen Bittgang zum heiligen Beatus am Thunersee.

Am 15. Juli erhielt der Rat zu Thun den obrigkeitlichen Befehl, am Maria-Magdalenenabend die Pilger zu beherbergen und zu speisen und für die Müden Schiffe bereit zu halten. Kranke und Gebrechliche, die kaum nach Thun marschieren konnten, sollten dann auf dem Seeweg nach der Lerau oder nach Sundlaunen geführt werden.

Am Morgen des 21. Juli 1439 bewegte sich ein langer Zug Pilger über die Nydeckbrücke auf den Muristaliden hinaus. Voran schritten die Geistlichen und Ordensbrüder; dann kamen die Ratsherren und Zünfte und zuletzt das gewöhnliche Volk. Durch das Maretal hinauf schlossen sich viele gebrechliche Land-

leute der Prozession an. Unter dem Geläute aller Glocken bereitete Thun dem Kreuzzug einen feierlichen Empfang. Man rechnete es sich zur Ehre an, die Berner aufs beste zu verpflegen. Am folgenden Morgen ging es via Oberhofen und Merligen weiter nach dem Balmholz. Sogar vornehme Büßende schritten barfuß den steinigen Pilgerweg entlang. Mit hellem Klang begrüßte das Glöcklein der Waldkapelle zu Sant Batten die Ankommenden. Alles fiel auf die Knie und rief Kyrie eleison, d. h. Herr, erbarme dich unser. Darauf begann das Hochamt. Nach Besichtigung der Reliquien des heiligen Beatus las der Propst von Interlaken auf dem vor dem viel zu kleinen Kapelle errichteten Hochaltar eine Messe. Bis zum See hinunter lagerte sich das Volk; es waren auch viele Leute vom Bodeli, von den Dörfern am Thunersee und aus den Tälern des Oberlandes herbeigeeilt. Nach dem letzten Dominus vobiscum traten die Kolonnen den Heimweg an. Die Berner nahmen nochmals im gastfreundlichen Thun Quartier und langten erst am dritten Tag wieder bei den Ihrigen an.

Der pompöse Bittgang hatte keinen Erfolg. Nach der unvorsichtig zu nennenden Menschenansammlung fing das Sterben erst recht an.

—ff—